Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 22 — Sonntag den 3. Juni — 1906

Goldlenchen.

(2. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Richard war eine Zierpflanze, und die Botanik seiner Erzieherin erzog ihn im Gemüsebeet, während jede Faser in ihm nach dem Treibhaus verlangte, und statt sich zum wohlgenährten Staatsbürger zu entwickeln, formte er sich ganz anders nach einem ihr unbekannten Gesetz.

So ward er einfach unter das Unkraut gerechnet und aus dem pedantischen Gemüsegarten des Mutterhauses ausgerodet. Die gute Mutter Helmer war eine mit Bildung reichlich vollgepfropfte, aber keine kluge Frau. Sie hatte vieles gelernt, aber wenig begriffen, da sie niemals die große Welt kennen gelernt hatte und sich infolge einer wahrhaft sträflichen, prüden Kleinstadterziehung vor allem bekreuzigte, was nach geistiger und seelischer Freiheit aussah. Sie litt unsäglich bei dem Gedanken, daß der „begabte“ Knabe einen Künstlerberuf erwählen wollte, und da er nach endlosen Kämpfen, nach rastlosem Ringen und heftigen Auseinandersetzungen seinen Vorsätzen treu blieb und sich absolut nicht in das Joch spannen lassen wollte, so gab sie ihm, da sie zu geizig war, ihm die Mittel zu seiner Ausbildung zu geben — ihren Fluch. Der kostete nichts, leider nicht einmal viel Überwindung, denn die Freundin hatte ihr Seelenleben ganz und gar in Beschlag genommen, so daß für den Sohn — der ihr nach ihrer Überzeugung nur Kummer machte, herzlich wenig mehr übrig blieb, was der Liebe glich!

So war er nach der Schweiz gegangen, hatte für sechs Monate in einem großen Spitzengeschäft als Musterzeichner eine feste Stellung angenommen, denn so war er weit von den unliebsamen heimischen Verhältnissen und näher dem Lande seiner brennenden Sehnsucht Italien.

Zwei Monate noch mußte er hier verbleiben, dann war er frei und beabsichtigte nach Mailand und Rom zu gehen, um dort seine malerischen Studien zu vollenden.

Der Künstler in ihm forderte sein Recht und im Frühjahr sollte sein Geschick sich definitiv entscheiden.

Und nun, heute, überkam ihn ein seltsames Gefühl. Ihm war, als sähe er vor sich die Insel der Sirenen, von der schmeichelnder, lockender Gesang ihm entgegentönte und ihn weitab zöge von dem Wege, den er sich vorgezeichnet. Ihm war, als warnte ihn eine innere Stimme vor diesem harmlosen, an und für sich so unbedeutenden Landkinde, als verkörperten sich in ihr sein künftiges Geschick. Er lachte über sich selbst, als er eingehend darüber nachdachte, denn — was war sie ihm denn, was konnte sie ihm sein? Jedenfalls ein ungebildetes Kind aus dem Volke, das nichts sein eigen nannte als sein hübsches Bauerngesicht! — Er war ein leidenschaftlicher Mensch, jede Fiber in ihm glühte in stetem Feuer, jeder Puls schlug in heißem, fliegendem Takt. Er war einer von denen, die durch den Zauber ihres Wesens magisch im Herzen bestricken und nur zu leicht wurde ihm stets der Sieg gemacht, wo er siegen wollte.

Und nun? — Zum ersten Male fühlte er, ärgerlich, widerwillig, daß ein Gefühl in seinem Innern Wurzel zu schlagen begann, das mächtiger war, als er und sein Wille, das ihn gegen seine bessere Überzeugung beherrschte und jeden Gedanken in Bann und Fesseln zwang.

So sehr er bemüht war, dieser aufkeimenden Neigung Herr zu werden — es ging nicht! —

Täglich nahm er sich vor, sie anzureden, aber er wagte es nicht nach Roberts plumpem Benehmen auf jenem Maskenball. Er fing an, unter dieser Neigung heimlich und unsäglich zu leiden, um so mehr, da er keinerlei Aussicht sah, sich ihr zu nähern! Endlich, nach langer Überlegung, als er spät abends von dem Wege nach ihrem Hause in fiebernder Erregung heimgekommen war, entschloß er sich, ihr zu schreiben. Sie sollte wenigstens wissen, daß er an sie dachte, sich nach ihr sehnte, selbst auf die Gefahr hin, wieder höhnisch verlacht und verspottet zu werden!

Er mußte den Zweifeln ein Ende machen, er mußte Frieden haben, so oder so!

* * *

„Tante Marie — Tante Marie!“ rief Lenis helle Stimme durchs Haus, und mit einem offenen Briefe in der Hand, mit jenem halb koketten, halb boshaften Lächeln auf den vollen Lippen, eilte sie treppauf, treppab, die Tante aufzusuchen, bis sie sie endlich am Herdfeuer fand.

„Schau, Tante,“ rief sie lachend, „was mir der Postbote da eben gebracht hat. Einen Liebesbrief von dem Freunde jenes unverschämten Burschen vom Maskenball! Da hört sich doch alles auf! Nicht genug, daß der Mensch mir seit einer halben Woche auf Schritt und Tritt nachgeht, sich vor der Union im Torbogen versteckt und mich auf der Straße mit seinen schwarzen Augen immer ansieht, als wenn er mich verschlingen wollte, jetzt treibt er die Keckheit so weit, ganz ungeniert an mich zu schreiben. Da — vier Seiten lang! Lauter dummes Zeug! Und mit einer Seelenruhe, die ihresgleichen sucht, verlangt er, ich soll ihm schreiben, wo er mich sprechen kann! — Nirgends — basta! — Was sagst Du dazu?“

„Wirst ihm wohl absichtlich ein bißchen den Kopf verdreht haben,“ erwiderte die Alte, indem sie den Brief nahm und die Brille zurechtschob. Dann las sie ruhig und bedächtig die lange Epistel durch, während Leni am Küchenfenster stand und auf den Hof hinunterblickte, indem sie mit den Fingern ungeduldig an den Scheiben trommelte.

„Man sollte wirklich 'mal einen so derb heimschicken, daß er das Wiederkommen vergißt,“ brummte sie vor sich hin. „Könnte gar nichts schaden — und die anderen könnten sich ein Beispiel daran nehmen! Gott im Himmel, wenn sie wüßten, wie widerwärtig sie mir sind!“ Und dabei stampfte sie mit dem kleinen Fuß so wütend auf den tannenen Boden, daß die Gläser im Geschirrschrank klirrten und der friedliche Hauskater mit einem Sprung ins Freie retirierte.

Mittlerweile hatte die alte Tante gelesen, faltete den Brief wieder zusammen und gab ihn dem erregten Mädchen zurück. Dann nahm sie ihre Brille ab und sagte bedächtig und mit großer Überzeugung:

„Weißt Du, Leni, der den Brief da geschrieben hat, ist vor allen Dingen ein anständiger Mensch, ein feiner Mensch, und wenn er auch ein bißchen überspannt sein mag — ich kenn ihn ja nicht — so hat er doch Herz und richtiges Gemüt. Und das ist schon viel wert und mehr, als mancher andere von sich sagen kann. Daß er sich in Dich verliebt hat, ist ja am Ende kein Unrecht und nicht so sehr zu verwundern, und daß er dies sagt, so wie er Dir's hier sagt, ist auch nur natürlich, denn es scheint ihn wirklich zu drücken. Ich bin ja auch 'mal jung gewesen, sogar sehr jung, und weiß, was es heißt, eine Liebe im Herzen zu tragen und nicht reden können, nicht reden dürfen! Du brauchst nicht bös zu werden, denn beleidigt hat er Dich nicht! Wenn Du ihn nicht magst, dann schreibst Du's ihm ebenso ehrlich, dankst ihm für die gute Meinung, die er von Dir hat und bittest ihn, Dir künftig nicht mehr zu schreiben oder Dich anzureden. Das halte ich für's beste!“

„Meinst Du, Tante?“ fragte Leni über die Schulter, ohne ihre Stellung zu verändern. „Und wenn er mich dann noch immer nicht in Frieden läßt? — Was dann?“ —

„Dann läßt Du ihn herkommen, und die alte Tante wird an Deiner statt mit ihm reden! — Ist er denn ein so gar unangenehmer Mensch? Nach seinem Briefe hier gefällt er mir ganz außerordentlich und scheint vor allen Dingen eins zu haben — ein ehrliches Herz.“

„Nein,“ antwortete das Mädchen, indem es sich umwandte, „unangenehm ist er nicht, im Gegenteil. Aber wozu sollte es führen, wenn ich ihm gestatte, zu kommen? Seine Frau würde ich niemals werden können, denn er ist vornehmer Leute Kind, und, wenn ich noch so sehr aus meinen Verhältnissen herausgewachsen bin, an mir klebt das Dorf. Und zu einer müßigen Tändelei habe ich keine Lust und bin trotz allen Leichtsinns zu ehrlich, ihm Hoffnungen zu machen oder etwas vorzulügen!“

„Dann tu, was Du willst, Lenchen, Du mußt ja am besten wissen, was zu Deinem Glücke ist.“

„Ja, Tante, das weiß ich. Und diese Geschichte wäre mein Unglück! Ich habe mich nach ihm erkundigt, ohne daß er es ahnt. Er ist, im Grunde genommen, nichts als ein leichtlebiger Künstler, der es nie zu was bringen wird, sonst wäre schon lange was aus ihm geworden. Er

ist einer von denen, die sich einbilden, jedes Mädchen müsse von ihnen bezaubert und in sie verliebt sein, und — siehst Du — das ist der Grund, weshalb ich ihn nicht mag."

Sie hatte sich in heftige Erregung hineingesprochen, ihre schönen, dunklen Augen wetterleuchteten förmlich und die Lippen warfen sich trotzig auf. Sie trat dicht vor die Alte hin und sagte mit seltsamer Betonung jedes Wortes, indem sie mit entschlossenem Ausdruck der Tante ins Gesicht schaute: „Überlaß es mir, in dieser Sache zu tun, was ich will, was ich für recht halte! — Ich will ihn heilen für alle Zeit von seiner eingebildeten Leidenschaft für mich, denn er kennt mich ja gar nicht, — er hat mich nur gesehen! — Das ist nach meiner Ansicht nicht genug, um jemanden zu lieben! Ich werde ihn hier zu Hause empfangen und nach einer Viertelstunde wird er bereuen, daß er dem Bauernmädchen nachgelaufen ist. So dumm, wie er sich denkt, ist die Leni nicht! Denn, daß Du's nur weißt, ich halte den ganzen Brief da für nichts weiter, als eine alberne Komödie, die er mit seinem sauberen Freunde vom Theater abgekartet hat —"

„Ja, wie kommst Du auf diese Vermutung, Leni? Wer hat Dir denn das gesagt?"

„Das sollst Du jetzt erfahren, Tante, obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, darüber zu schweigen, weil ich mich schämte. Nur heimlich des nachts habe ich bittere Tränen dann geweint und vor Wut in mein Kissen gebissen. Die Anna, die mit auf dem Maskenball war, hat eine Freundin, und deren Bruder hat den kleinen Friseurladen dem Theater gegenüber. Und dort beim Rasieren hat der Theaterprinz ganz offen geprahlt, daß er mit seinem Freunde gewettet hat, an jenem Tag, wo der Maskenzug war, daß er mich noch am selben Abend küssen werde und daß er seine Wette gewonnen habe. Daß er sich freilich eine Ohrfeige geholt hat, daß er die Maske verlor und den angeklebten Schnurrbart, das hat er wohlweislich verschwiegen — der Ehrenmann! Und nun haben sie wahrscheinlich wieder eine Wette gemacht, daß mich der andere auch noch küssen wird! — Aber er soll es mir büßen! — Seine Wette soll ihm teuer zu stehen kommen und ihm die Lust zu weiteren Abenteuern verleiden! — Und heute — gleich jetzt soll er meine Antwort haben!"

Damit war sie hinaus aus der Küche, wie der Sturmwind, noch ehe die Tante ein Wort der Erwiderung herausbringen konnte.

In ihrer Stube schloß sie sich ein. Sie konnte mit niemandem sprechen, konnte niemanden sehen, denn all ihre Pulse flogen und ihr kleines Herzchen zitterte in unbeschreiblicher Empörung. Sie steckte die Lampe an und setzte sich an den Tisch mit Feder und Papier, um den Brief aufzusetzen, den er morgen früh mit der ersten Post erhalten sollte. Mit gleichen Waffen wollte sie ihn bekämpfen, den Hinterlistigen, falsch und heuchlerisch wollte sie sein, wie er es gewesen, und anstatt daß er sich mit seinen Freunden über sie lustig machte, wollte diesmal sie es sein, die ihn verhöhnte und seinen Manneshochmut mit Füßen trat.

Mehr als einmal zerriß sie das Angefangene, stützte nachdenklich den Kopf in die Hand, wischte wieder und wieder die Feder aus und zerbiß den Halter in nervöser Ungeduld, bis sie endlich das Kuvert schloß und die Adresse schrieb. Dann atmete sie erleichtert auf und trat vor den Spiegel.

Sie öffnete das goldige Haar, ließ es wie glänzende Schlangen über die feinen Schultern fallen und erprobte, wohl zum ersten Male, mit vollem Bewußtsein ihren ganzen holdseligen Zauber, ihre ganze bestrickende Macht.

Sie ahnte ja nicht, daß draußen auf der Straße indessen ein Mann stand, in seinen langen Mantel gehüllt, den Hut ins Gesicht gedrückt, und unverwandt herüberschaute zu dem hellerleuchteten Fenster, die Augen voll Sehnsucht und das ganze Herz voll aufkeimender Liebe! Hätte sie in seiner Seele lesen können, sie hätte vielleicht den Brief, der dort auf dem Tische lag, zerrissen und jeden Fetzen davon verbrannt und vernichtet, hätte sich jubelnd an seine Brust geworfen und bebend gefühlt, wie treu, wie ehrlich er's meinte! —

* * *

Zwei Tage später am Nachmittag, als es bereits zu dunkeln begann, klingelte es wiederholt an Lenis Wohnung! Drei ihrer intimsten Freundinnen kamen zum Besuch mit neugierigen Gesichtern und wurden von ihr in auffallender Erregung in Empfang genommen! So sehr sie sich auch trotz ihrer Jugend zu beherrschen vermochte, das Herz schlug ihr doch bei dem Gedanken an das, was die nächste Stunde bringen sollte und an die Intrige, die sie in leidenschaftlicher Empörung ihres trotzigen Temperaments eingefädelt hatte.

„Was soll's denn heute geben, Leni?" fragte ihre Freundin Anna, „daß Du uns so geheimnisvoll eingeladen hast? Mit wem hast Du denn eine Überraschung vor?"

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen," bekannte Minna, eine Kameradin aus ihrem Geschäft, „so neugierig bin ich. Den ganzen Sonntag heut bin ich überall gewesen, bald da, bald dort, um die Zeit herumzubringen! Dabei habe ich auch den Schauspieler gesehen vom Stadttheater mit seinem Freund, der sich immer vor der Union des mittags herumdrückt."

„Um den handelt es sich," sagte Lenchen. „Ich will heute ein Geheimnis herausbekommen, und dabei sollt ihr alle drei meine Zeugen sein. Was ihr dann seht und hört, könnt ihr in der ganzen Stadt herum erzählen! Je mehr Leuten, desto lieber ist es mir. Ich bitte euch, hier, in der großen Stube neben meinem Zimmer zu warten und euch so ruhig als möglich zu verhalten, bis ich von selbst euch die Verbindungstüre öffne und euch hereinrufe. Alles übrige werdet ihr dann selber schon sehen! Wer kommt, kann ich euch jetzt noch nicht verraten, denn ich möchte euch nicht die Überraschung und die Freude an dem verderben, was ihr zu sehen bekommt!"

Damit führte sie ihre Freundinnen in das große, geräumige Wohnzimmer der Tante, das an den von ihr selbst bewohnten Raum stieß, schloß sorgsam die hölzernen Rolläden und hing den grünen Schirm über die Lampe, bei dem die Alte zu lesen pflegte, und der das Licht kräftig dämpfte und den Schein nur auf die Tischplatte und die allernächste Umgebung konzentrierte.

Die Tante war am Nachmittag ahnungslos ausgegangen und kam erst spät abends zurück, da sie viele Besorgungen zu machen hatte, und diese freien Stunden hatte Lenchen sich ausgesucht, um ihren überspannten, romanhaften Plan ins Werk zu setzen.

Sie beurlaubte sich von ihren Freundinnen, ging in ihr Zimmer und schloß hinter sich die Tür. Einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen und lauschte mit angehaltenem Atem. Dann nickte sie befriedigt, als sie gewiß war, daß man in dem einen Zimmer unmöglich hören konnte, was im andern gesprochen wurde, und nun sah sie sich musternd in ihrem kleinen Heim um. Alles atmete rings trauliche Behaglichkeit und den süßen Frieden eines stillen Mädchenzimmers.

Die rosige Lampe brannte, die weißen Vorhänge verhüllten die Fenster, hinter denen rauh und unfreundlich der Märzsturm vorüberfegte, auf dem Tisch standen in einem zierlichen Glase frische Frühlingsveilchen und hauchten ihren zärtlichen Duft durch den verschwiegenen Raum, wie das Atmen der jungen Liebe, des keimenden Glücks. Im Ofen prasselte die Glut und der Kanarienvogel zwitscherte ab und zu leise, wie träumend, vor sich hin. Am Fenster lag eine angefangene Stickerei und daneben ein aufgeschlagenes Buch, „Giebels Gedichte". —

Noch einmal trat sie schnell vor den Spiegel.

Ja, sie war schön — entzückend schön — besonders heute in dem unscheinbaren, blauwollenen Jäckchen, mit dem lose aufgenestelten Goldhaar und den leicht geröteten Wangen, durch die die mühsam unterdrückte Aufregung wogte, wie ein feuriges Meer. Ja, sie war schön, tausendmal schöner wohl als alle, die er vorher im Übermut geküßt hatte, und je begehrenswerter sie war, desto befriedigender war ihr Triumph.

Ein leises, ganz schüchternes Klingeln draußen riß sie aus ihrem Nachdenken, sie öffnete geräuschlos die Tür zum Korridor, huschte über den Flur, und das Herz schlug ihr wie ein eiserner Hammer, als sie die kleine Hand auf den Türdrücker legte. — Sie öffnete.

Richard stand vor ihr! —

Einen Moment starrten sie sich an — wortlos — ohne Bewegung — errötend bis an die Stirn.

Von drinnen klang das Lachen ihrer Freundinnen, die sich trefflich zu unterhalten schienen und offenbar das leise Klingeln ganz überhört hatten.

„Bitte," hauchte sie endlich tief beklommen, „treten Sie näher!"

Ohne zunächst ein Wort der Erwiderung zu finden, folgte Richard der voranschreitenden graziösen Kindergestalt, die in diesem Augenblick ihm buchstäblich als Irrlicht voranleuchtete, das den Ahnungslosen in das gestellte Netz locken mußte!

Erst als die Tür ihres Zimmers hinter ihnen zufiel, als sie sich beide in dem rosigen Dämmerschein gegenüberstanden, reichte Richard dem Mädchen die Hand hin und sagte leise, fast flüsternd: „Ich danke Ihnen, Fräulein Lenchen, daß Sie mir auf meine Zeilen so lieb geantwortet haben und mir zu kommen erlaubten. Offen gestanden, ich hatte es nicht erwartet!"

„Also hatte ich Unrecht getan, Ihren Wunsch zu erfüllen, wenn Sie selbst es nicht für möglich hielten?" antwortete sie, einigermaßen befangen, indem sie ihm den Platz neben sich im Sofa anbot.

„Das meinte ich nicht damit," entgegnete Richard, „das wollte ich nicht sagen! Wenn ich meinte, ich hätte es nicht erwartet, so lag der Grund nur darin, daß ich glaubte, Sie zürnten mir — ich wäre Ihnen im höchsten Grade unsympathisch!"

„Wie kommen Sie auf diese Vermutung," fragte sie, ohne ihn dabei anzusehen.

„Die Art und Weise, mit der Sie mir ausweichen, mich ansahen, so oft Sie mir begegneten, die höhnische Mißachtung, mit der Sie meine armen Blumen behandelten, die ich Ihnen zuwarf, als ich Sie zum ersten Male sah, alles das mußte diese Ansicht in mir erwecken. Finden Sie es nicht selbst?"

„Nun — ja — vielleicht," klang es verlegen zurück. „Es wahr wohl nicht ganz artig und wohlerzogen, wie ich Ihnen von Anfang an gegenübertrat. Aber — aber — ich hätte um keinen Preis der Welt mich dazu entschließen können, sie aufzuheben, als ich sah, wie Sie drei mich vom Fenster aus beobachteten. Ich ärgerte mich — und die Blumen mußten es büßen!"

„Es geht gewöhnlich so im Leben, daß der Unschuldige die Sünde des Schuldigen büßen muß. Und damit komme ich eigentlich zu dem, was mir am meisten am Herzen liegt! Es verfolgt mich der Gedanke, daß Sie glauben könnten, ich sei mitschuldig an einem Vorfall, der Sie gekränkt und mir mehr als peinlich und unangenehm war. Ich möchte, daß Sie anders von mir denken lernen, Lenchen, und vor allen Dingen, ich muß es zwischen Ihnen und mir klar wissen! Ich weiß selbst nicht, warum."

Lenchen sah ihn mit großen, weitoffenen Augen an und glaubte, ihr Herz stillstehen zu fühlen.

„Sie haben keinen Anteil daran, Herr Hellmar?" fragte sie tonlos. „Können Sie mir darauf ins Auge sehen, mit gutem Gewissen?"

Der Namenstag. Nach dem Gemälde von A. Ricci. (Siehe Seite 8.)

„So lange Sie wollen," lächelte Richard, „ja, noch mehr, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, es ist das Heiligste, was ein Mann geben kann."

Dabei reichte er ihr die Hand hin, in die sie zögernd und leicht bebend die ihrige legte, und ihre Augen senkten sich tief und ernst in einander, als wollte eines auf dem geheimsten Seelengrund des anderen lesen, bis es langsam in ihren Wangen emporstieg, heiß und purpurn, und ihre Blicke sich senkten! —

Dann blieb es einen Moment still, ganz still, bis Leni plötzlich emporsprang und hochatmend inmitten des Zimmers stand. — Was hatte sie tun wollen? Was hatte sie getan?! Ihre Freundinnen fielen ihr ein, die sie gerufen hatte, um Zeugen dieser Stunde zu sein — in der sie ihn kränken wollte bis ins tiefinnerste Herz, mit kalter, grausamer Bosheit, weil sie geglaubt hatte, daß er mitschuldig sei an dem

Schimpf, den der andere ihr angetan! Und nun?! Nun war mit einem Male sie die Schuldige, die Verwerfliche! Tausend Gedanken schossen ihr blitzschnell auf einmal durch den Kopf, ratlos und zitternd stand sie da.

„Was ist Ihnen, Lenchen?" sagte Richard sanft, indem er sich erhob und zu ihr trat — „habe ich Sie verletzt? Hätten Sie mich gern schuldig gewußt?"

„Wer — wer sagt Ihnen das?" stotterte das Mädchen, kaum fähig, sich zu beherrschen.

„Kommen Sie, Leni," fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff und sie zum Sofa hinzog, „ich will Ihnen alles sagen, was ich auf dem Herzen trage, denn ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig. Vom ersten Moment ab, wo ich Sie sah, habe ich Sie lieb gehabt — unsagbar lieb — ohne zu wissen, wer oder was Sie sind. Wie der Blitz zündend einschlägt, so fühlte ich es in meine Seele hineinleuchten, als ich Sie sah unter den Tausenden auf der Straße — wie ein lauter, jauchzender Jubelschrei hallte es in allen Ecken und Winkeln meines Innersten wieder: „Das ist die Rechte!" Und als ich Ihnen in dieser jubelnden Stimmung meines hochauf lodernden Empfindens den Blumengruß hinüberandte, da — das gebe ich zu — verletzte es mich tief, als Sie ihn unbeachtet im Staube liegen ließen. Und als ich Sie später suchte, als ich Sie entdeckte, unter der Veranda in dem häßlichen Tanzsaal da draußen, da war es wiederum Ihr abweisender Blick, Ihr höhnisches Lachen, das ich nicht verdiente, das mir das Herz zusammenschnürte.

Und nun sollen Sie auch wissen, weshalb ich mich nach Ihnen sehnte, weshalb ich aufatmete, als ich Sie fand."

Und mit der sanften, schmeichelnden Stimme begann Richard ihr zu erzählen, wie einsam und unverstanden er mitten im Leben stand, wie seine heiße, liebebedürftige Seele nach einem Wesen brannte, das zu ihm gehörte, wie er dankbar sei für jedes noch so kleine Zeichen von Zuneigung und Liebe! Er schilderte ihr sein kaltes, unbefriedigtes Familienleben, er schloß ihr sein ganzes Herz auf — und wohin sie schaute — sah sie nur eines — Liebe für sie! —

Plötzlich hielt sie sich nicht länger, sprang auf und stellte sich dicht vor ihn hin, ergriff seine beiden Hände und sprach leise, fast tonlos, in fliegender Hast: „Und nun lassen Sie auch mich beichten, Richard, denn ich wäre erbärmlich feige, wenn ich länger schweigen wollte! Auch Sie müssen alles wissen, obwohl ich fühle, daß nach meiner Beichte zwischen uns alles zu Ende sein wird. Sie werden mich vielleicht hassen, wenn Sie gehen, aber Sie sollen mich wenigstens achten, weil ich den Mut hatte, mich selbst anzuklagen! — Ja, ich hielt Sie für falsch und hinterlistig, ich glaubte, auch Sie hätten eine Wette gemacht, mich zu küssen, und deshalb wollte ich Sie strafen, Sie verlachen, Sie beschämen! Ich lockte Sie hierher — denn niemals hätte ich sonst an einen Mann geschrieben und ihm in meiner Wohnung ein Stelldichein gegeben — ich — lockte Sie hierher, um in dem Augenblick, wo Sie mir Ihre Liebe bekannt hätten, meine Freundinnen hereinzurufen und in ihrer Gegenwart Sie zu verhöhnen. Sie lächerlich zu machen! — Morgen früh hätte es die ganze Stadt gewußt, und zehnfach wäre der Kuß gesühnt gewesen! — Ich bekenne mich schuldig, Richard, ich war wahnsinnig, bösartig, schlecht — aber Sie sehen, ich bereue meinen abscheulichen Plan und bitte Sie von ganzem Herzen um Verzeihung!"

Wie ein demütiges Kind stand sie vor ihm, mit gesenkten Augen und glühendem Gesicht, während er sich erhoben hatte und leichenblaß, mit bebenden Lippen, ihre Selbstanklage gehört hatte.

Auf alles — darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Wie ein brutaler Schlag mit roher Hand hatte ihn diese unerwartete Entdeckung getroffen. Er war wie betäubt von allem, was er gehört hatte — ein Gefühl des Schreckens, der unbeschreiblichsten Ernüchterung überkam ihn, und als sie ihr Bekenntnis geendigt und mit dem Ausdruck eines um Verzeihung bittenden Kindes vor ihm stand — fand er keinen Laut — kein erlösendes Wort! — Endlich ging er langsam an ihr vorüber, nahm seinen Hut, den er auf den Stuhl an der Türe abgelegt hatte und wandte sich mit mühsam erzwungener Ruhe nach ihr um, die immer noch regungslos auf demselben Fleck stand.

„Leben Sie wohl," sagte er leise, aber fest und bestimmt, „ich danke Ihnen, daß Sie so offen waren und meine überspannten Gefühle geschont und vor dem Fluch der Lächerlichkeit bewahrt haben! —"

Dann wandte er sich zur Tür.

„Herr Helmer," tönte es ihm schüchtern und zaghaft nach, „antworten Sie mir — bitte — auf eine Frage: Werde ich Sie — wiedersehen?" —

„Wozu?" antwortete er fast herbe. „Ich würde die Erinnerung an diese Stunde nicht wieder loswerden und keinem Ihrer Worte glauben können. Ich würde immer nur an — die Falle denken, in die Sie mich gelockt haben. — Ich wünsche Ihnen alles Gute — leben Sie wohl!"

„Richard!" stieß jetzt Leni hervor, und es klang wie ein gedämpfter, verzweifelter Schrei. „Vergib mir, ich war herzlos und egoistisch — denn ich kannte Dich nicht — wie ich Dich jetzt kenne!" Und sie flog auf ihn zu, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken und sah ihn an mit den großen in Tränen schwimmenden Augen, so voll Reue, so voll Angst und flehender Bitte, daß er unwillkürlich sich niederneigte auf das engelschöne Gesicht, dessen heißer Atem seine Wangen streifte.

Und da brannten zwei Lippen auf den seinen in langem, wildem, verzehrendem Kusse, daß es wie flüssiges Feuer jede Ader seines Leibes durchschauerte. „Werd' ich Dich wiedersehen?" wiederholte sie flüsternd, „wirst Du mir verzeihen, wenn Du Dir ruhig alles überlegt hast? Ich bin ja nur ein wildes, unwissendes Ding, das handelt, ohne zu überlegen — ich bin ein großes, dummes Kind! Schilt mich aus, wenn ichs verdiene, aber vergib, wenn ich Dich gekränkt habe!"

Und in einem Strome heißer Tränen löste sich ihre wilde Erregung, das blonde Köpfchen sank an seine Brust und die zarten Arme hielten ihn fest in unauflöslicher Umarmung.

Einige Augenblicke standen sie so — das arme Ding mit seinem gebrochenen Trotz, seinem rebellischen Herzen, verzweiflungsvoll schluchzend, und Richard, überwältigt, gebannt von der leidenschaftlichen Wildheit, der rührenden Reue des Mädchens, nach dem seine ganze Seele so stürmisch, so qualvoll sich gesehnt hatte!

Er legte seine Hand auf den goldlockigen Kopf, strich ihr das wirre Haar von der brennenden Stirn und flüsterte mit heißer, zitternder Stimme auf sie herab: „Ja, wir sehen uns wieder! — Armes, ruheloses Kind! — Ich habe Dich ja lieb — so unendlich lieb, daß ich Dir alles vergebe, und hättest Du mich noch tiefer gekränkt! Lächle mich an mit den rosigen Kinderlippen, die mir den Frieden aus der Seele geküßt haben! Sage mir auch Du — leise — ganz leise, daß Du mich liebst!"

„Ja, ja," lächelte sie unter Tränen zu ihm auf — „ich liebe Dich, ich fühle, daß ich Dich lieben werde — ewig und ewig!"

„Aber jetzt — laß mich fort," drängte Richard — „Du weißt, nebenan warten Deine — Freundinnen auf die Überraschung, die Du ihnen versprachst — sie könnten uns hören!"

„Gott — Gott" — flüsterte sie, emporfahrend in jähem Erschrecken! „Geh' — geh — daß keine Dich sieht — leise — daß keine Dich hört! Wir sehen uns ja wieder — wir müssen uns wiedersehen! — Wann?"

„Wann Du willst?"

„Ich werde Dir schreiben!" — Und flüchtig, wie ein Reh, huschte Richard über den Korridor, die dunkle Treppe hinunter und durch den öden Hof, wo der Regen ihm ins Gesicht schlug und die Nacht ihren schwarzen Mantel schützend um ihn breitete, als er, ohne sich umzusehen, hineinschritt in das Dunkel, mit brennenden Wangen und brennender Seele! —

Lenchen hatte ihn bis zur Korridortür begleitet, dann schloß sie dieselbe behutsam und wankte über den Flur nach ihrem Zimmer zurück. Alles wirbelte und drehte sich um sie her, als sie die Schwelle überschritt, wie rote Blitze sah sie es vor ihren Augen zucken — mechanisch suchte ihre Hand nach einem Halt — kalter Schweiß perlte vor ihrer Stirn, und mit einem lauten Aufschrei der Angst brach sie zusammen.

Die Freundinnen hoben sie auf. Die blassen Lippen waren stumm und fest geschlossen! Niemand war hier — obwohl sie doch im Nebenzimmer deutlich flüstern und sprechen gehört hatten — Lenchen war allein — die Wohnung war leer! —

* * *

Trotz aller Verliebtheit — denn er war ernstlich verliebt — kam Richard tief verstimmt nach Hause und warf sich aufs Sofa, wo er stundenlang regungslos liegen blieb und zur Decke blickte.

Er dachte nach und hatte viel nachzudenken!

Aber sein Kopf war wüst — wie nach einer wilddurchschwärmten Nacht, wie ein heftiges Fieber wars, was ihn schüttelte, und doch konnte er nicht schlafen, er mußte denken, denken bis ihm das Gehirn weh tat in physischem Schmerz. Er war ausgegangen, wie der irrende Ritter im Märchen — ein Ideal zu finden, eine ahnungslose Kinderseele, über die noch kein Hauch gestreift, und er hatte etwas anderes gefunden — etwas so ganz anderes. Hier war jeder Zoll bewußtes Handeln — auch wenn sie es leugnete — jeder Nerv dieses kleinen Geschöpfes schlug in heißer, impulsiver Leidenschaft, die wohl brennen, sengen und verheeren konnte, aber nicht erwärmen. Wie sie ihm entgegengeflogen war, wild und trotzig, nachdem sie ihn erst mit koketter Berechnung in ein gefährliches Netz gelockt hatte, wie sie sich an ihn geklammert in auflodernden Empfinden, nicht, wie das erwachende Kind, sondern wie das heißblütigste Weib. —

Und doch — über eins war kein Zweifel. Alles, was sie empfand, war echt und wahr, jedes Gefühl, Rachsucht, List, Leidenschaft und Reue war ungeheuchelt, mußte ungeheuchelt sein und aus den elementarsten Quellen entspringen, denn es kam so unvermittelt, zu ursprünglich zu tage in all seiner fast knabenhaften Wildheit. — Sie glich einer jungen, spielenden Katze, die bald schmeichelnd sich krümmt, bald die Krallen in die Hand schlägt, die sie rauh anfaßt. Es war alles Instinkt an ihr — und das wenigstens war gut! —

Aber — und nun kam die ernste Frage für ihn — sollte er sie wirklich wiedersehen, war es gut und ratsam für beide? — Sollte er sich den Stachel tiefer und immer tiefer in das blutende Fleisch drücken, denn das diese Liebe verhängnisvoll werden mußte für sie beide, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Jetzt kam er noch los — vielleicht, wenn er seinen ganzen moralischen Mut zusammenraffte, wenn er sich und seinem Herzen Gewalt antat. Aber ob es ihm später gelingen würde, diesem Zauber wieder zu entfliehen und diese Bande, wenn sie einmal geknüpft waren, zu zerreißen, das schien ihm ganz unmöglich, unfaßbar!

(Fortsetzung folgt.)

Woher, wozu, wohin?

Bruno Schippang.

Schüler:

Du lehrtest mich die Farbenpracht der Blumen,
Der edlen Steine Wunderbau verstehn;
Des Mondes bleiches Licht, der Sterne Flimmern,
Das aus dem Azur zu uns niederstrahlt,
Des Sturmes wildes Lied, der Wellen Brandung,
Und das geheimnisvolle Waldesweben . . .
Von dir erst lernte ich, daß nicht nur Menschen,
Nein, Tier und Pflanzen, ja die Dinge selbst,
Die leblos scheinen, ihre Stimme haben.
Doch sage, Meister, mir: woher, wozu?
Ein ew'ges Werden und Vergehen nur
Erblicke ich, wohin das Auge schweift,
Kein Anfang ist, kein Ende wahrzunehmen:
Der Zweck des Ganzen bleibt mir unverständlich.

Meister:

Mein Sohn, der Urquell alles Seins und Werdens,
Es ist die Sonne. Denke sie hinweg:
Und unfruchtbare Finsternis verhüllt
Die Augen. Sehend sind wir blind; des Lichts,
Der Wärme segensreicher Quell erlosch:
Der Erde Blumengarten liegt auf ewig
In strengen Eisesfesseln fest gekettet,
Und tiefe Stille herrscht in Grabesnacht.
Sieh, um die ird'schen Wesen ernst zu mahnen,
Daß dankend sie gedenken des Erhalters,
Verbirgt die Sonne ihren Glanz zur Nacht
Und wir versinken in den kurzen Tod,
Den wir als Schlaf bezeichnen. Doch erhebt
Das feurige Gestirn am nächsten Morgen
Sein flammenlockig Haupt, oh, da erschallt
Sogleich millionenfach Triumphgesang
Dem Herrscher froh entgegen; Blumen öffnen
Vertrauensvoll den Kelch, die Lerche steigt
Mit ihrem Jubelliede in die Lüfte;
Der Ozean läßt seine Sinfonie
An das Gestad' erbrausen, blitzend strahlt
Das Hochgebirg in rosenfarb'nem Lichte,
Und hoch, hoch über ihm schwingt seinen Fittich
Der stolze Aar in goldumsäumten Wolken.
Der Mensch jedoch, der Ohnmacht sich bewußt,
Beugt tieferschauernd andachtsvoll sein Knie,
Sein Dank formt sich zum brünstigen Gebete.
Erkennst du nun, daß wir nur Sonnenstäubchen
Nur Teile jener Kraft sind, die da droben
Als unvergänglich Ganzes uns umstrahlt,
Die uns das Leben gab und uns erhält
Als Kinder einer einz'gen, güt'gen Mutter?

Schüler:

Wohl kenn ich sie, und tausend Dank dir, Meister,
Daß du die Augen mir geöffnet hast.
Jedoch verzeih dem ungestümen Frager:
Du hast nun soviel mir enthüllt, o sag' mir
Woher kam diese Sonne, unsere Mutter?

Meister:

Der große Geist, der sich im Donnerrollen
Wie in dem Keim des kleinsten Saatkorns kundgibt,
Der Knospen weckt und sie zum Blühen bringt,
Die Blüte reifen läßt zur Frucht; der sich
Im Erdbeben dem Menschen offenbart:
Er ließ vor undenkbarer Zeit die Sonne
Auflodern durch den ersten Feuerblitz,
Auf daß sie, Ausfluß seiner ew'gen Urkraft,
Lebendig selbst, nun wieder neues Leben
In die Erscheinung riefe in der Zeit,
Denn nicht die Sonne ist's, zu der wir beten;
Dem Sterblichen ist sie ein Sinnbild nur
Des allerschaffenden, allgütigen Geistes,
Der vor Aeonen war — in Ewigkeit
Noch sein wird.

Schüler:

Ach, geblendet stehe ich —
Noch überblickt mein geist'ges Auge nicht
Die Aussicht, die du ihm eröffnet; dennoch
Regt sich in mir die langverhaltne Frage:
Wozu bin ich und dieses ganze Leben?

Meister:

So unerforschlich auch die dunklen Wege
Des großen Geistes, jener Urkraft, sind,
So ist sein weiser Wille doch stets gut.
Die Seligkeit vollkommen zu genießen
Geht über Menschenkraft, sie würde töten.
Drum ward uns die Verheißung nur gegeben,
Die Hoffnung, tiefe Ahnung eines Jenseits;
Aus jedem echten Kunstwerk blitzt sie hell,
Wir hören ihren Widerhall im Lied . . . . . .
Weißt du, was Freundschaft ist?

Schüler:

Mein teurer Vater!

Meister:

Du freust dich mit dem Freund, wenn er gesund ist,
Und ist er krank, so pflegst du ihn mit Sorgfalt
Und opferst alles gern, nur ihn zu retten;
Dir ist dein Leben wertvoll, wertvoll nur für ihn.
Sieh her, mein Sohn, den Ausfluß jenes Geistes —
Doch kennst du noch das Allerhöchste nicht,
Das er uns gab!

Schüler:

O rede, sprich!

Meister:

Die Liebe!
Siehst du des Paria Mutter dort im Elend,
Den kranken Säugling auf dem Arm, ihn stillend?
In tiefster Armut hat sie ihn geboren,
Mit großen Schmerzen; ihn gepflegt, behütet
Ohn' Unterlaß vom Tage der Geburt
Bis jetzt; mit ihm hat fröhlich sie gelacht:
Ihm singt sie nun mit schmerzerstickter Stimme,
Jetzt, da er krank, ein leises Wiegenlied.
Sie glaubt nicht an die Menschheit, kennt nicht Gott;
Er ist die ganze Hoffnung, ihre Sorge,
Ihr Leben selbst, das mit ihm steht und fällt.
Und sänke auch die Welt in ew'ge Nacht
Und stürzte auch der Erdenball zusammen
In leblos Nichts: Dies eine Bild beweist,
Daß über jenen Sternen eine Gottheit
Allgütig, allgewaltig herrschend lebt,
Die es in ew'ger Liebe nicht verschmähte
Ihr Leben der Materie einzuhauchen. —
Und sieht der Sohn auf seines Vaters Antlitz,
Dem tiefgefurchten, eine Träne quellen,
So wirft er, ohne doch den Grund zu ahnen,
Sich weinend an die väterliche Brust
Und grämt sich, da der Vater traurig ist.
Teilnehmend fühlt er mit auch unsre Sorgen;
Sein Tod erst ist der erste herbe Schmerz,
Den wir vereinsamt ohne ihn beweinen. —
Du fragst, wozu bin ich, das ganze Leben?
Du kennst die Liebe nicht, die Mann und Weib
Zur Eins geheimnisvoll zusammenkettet,
Das eigensüchtige Ich vergessen läßt . . .
Psalm Neunzig lies, das Hohelied der Liebe;
Ihr Lobgesang, vom Einst und Jetzt erklungen,
Wird noch erschallen in der Ewigkeit. —
O frage Glückliche, mein Sohn; sie werden
Dir fröhlich jauchzend zurufen: Wir sind!
Des Frühlings Himmelsodem atmen wir
In vollen Zügen ein; es macht uns selig
Des Daseins Hochgenuß! wir leben, glücklich,
Und segnen unsern Schöpfer, daß wir's sind! —

Siehst du dort jene rosenwang'gen Kinder,
Wie ausgelassen sie am Spiel sich freuen?
Das Spiel ist ihnen Glück und Paradies,
Die geist'ge Nahrung, kurz: Daseinsbedingung.
Fragst du, wozu bin ich, wozu das Leben?
Es ist sich Selbstzweck, wie das Spiel der Kinder;
Wir leben, atmen, freuen uns der Schöpfung,
So lange wir an ird'schen Stoff gebunden. —
Im Hochgefühl der Geistesfähigkeiten,
Die uns der Geist beim Werden einst verlieh,
Erfreu'n wir uns des Vorzugs des Erkennens
Und schaffen, wirken, rastlos; denn die Arbeit
Ist unser eignes Lebenselement. —
Wir sind kein Werk des blinden Ungefährs,
Des Zufalls, der uns launisch spielend schuf;
Wir sind die Frucht von tausendjähr'ger Arbeit,
Von ihrem Leid und den Erfahrungen,
Die sich die Menschheit kämpfend hat erobert.
Und haben wir den ird'schen Lauf beendet,
Und fällt des Stoffes Hülle wieder ab,
So kehren wir zum großen Geist zurück,
Der neuen Aufgabe, der neuen Freude,
Die uns vom Geist bestimmt wird, froh gewärtig. —

Zerfallen auch die Werke, die dereinst
Bewundernd und gepriesen sind, sie bleiben
Als ein unsterblich Erbteil doch der Menschheit,
Als Ringglied in der Kette der Kultur;
Und ihre Wirkung teilt sich mächtig mit
Dem Denkergeist des kommenden Jahrtausends.

Die beiden Trotzköpfe.

R. v. Rawitz.

(Nachdruck verboten.)

Das waren in Schloß Hohen-Wustrau schlechte Ostertage gewesen: an Stelle der lieben Gäste, die der alte Graf und seine Gemahlin erwartet, waren zwei Briefe aus Berlin eingetroffen, deren flüchtig geschriebene Adressen schon nichts Gutes erwarten ließen, und deren Inhalt geradezu traurig lautete.

Der schmale, längliche Brief war das Schreiben der Tochter des Hauses; das hohe englische Kuvert umfing den Brief des Schwiegersohnes. Sie, die junge Freifrau von Reiningen, schrieb sechs Seiten, eng zusammengedrängte und vielfach von Tränen verlöschte Schriftzüge; er, der Baron, begnügte sich mit einer Seite. Aber der Inhalt des langen Briefes war derselbe wie jener der kurzen Mitteilung: „Wir können es nebeneinander nicht mehr ertragen, wir wollen Scheidung, — Scheidung um jeden Preis!"

Nach Eingang dieser Schreiben hatte die Gräfin sofort nach Berlin hinüberfahren und Frieden stiften wollen.

„Lieber Himmel!" sagte sie zu ihrem Gatten, der gedankenvoll seine Morgenpfeife rauchte, „in allen jungen Ehen gibt es ein wenig Krieg. Erinnerst Du Dich noch, Theodor, als wir auf unserer Hochzeitsreise in Innsbruck waren? Da haben wir uns auch einige bitterböse Wahrheiten gesagt, und nachher ist doch wieder alles gut geworden, und nun leben wir schon einundzwanzig Jahre in stillem Glück. Ich werde morgen nach Berlin fahren, den jungen Leutchen den Kopf zurechtsetzen und alles wieder ins Reine bringen."

Der Graf hatte zugestimmt, und am nächsten Morgen war schon der Wagen vorgefahren, der die Hausfrau von dem Rittergut nach der nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, als die Herrschaften zu einem anderen Entschluß gelangten.

„Weißt Du, Minchen," sagte Graf Wustrau zu seiner Gattin, „ich habe in dieser Nacht kein Auge zugemacht und tausendmal hin- und hergesonnen. Und schließlich bin ich zu dem Resultat gelangt: Du solltest lieber nicht fahren. Höre, weshalb. Wenn Du jetzt plötzlich in Berlin erscheinst, so gewinnt die Geschichte einen ernsthaften Anschein. Dieses junge Volk, das zusammen noch nicht so alt ist wie ich — denn 20 plus 27 machen immer erst 47 nach Adam Riese — diese halben

Kinder nehmen ihren Konflikt tragisch? Nein! Du bleibst hier, und ich schreibe ihnen nur zwei Postkarten, mehr ist die Sache wirklich nicht wert. Wir werden ja dann sehen, was geschieht und haben immer noch Zeit, alles einzurenken."

Nach kurzem Bedenken hatte Gräfin Wilhelmine zugestimmt, und fast hatte es den Anschein, als werde auch ohne Zutun der Eltern der Friede wieder hergestellt werden; denn acht Tage lang war von den streitigen Parteien nichts zu hören. Dann aber kam wieder ein Brief der jungen Frau, der die Eltern in gelinde Unruhe versetzte. Die Freifrau schrieb:

„Liebe Eltern!

Eure kurze Postkarte auf meinen langen Brief hat mich sehr niedergeschlagen; denn ich ersehe daraus, daß Ihr die Verhältnisse doch wohl nicht im richtigen Lichte betrachtet. Es handelt sich nicht, wie Ihr wohl annehmt, um eine alltägliche Meinungsverschiedenheit zwischen Otto und mir, sondern um einen Bruch für das ganze Leben. Otto hat mir nach einem Gespräch, das von ganz geringfügigen Dingen ausgehend schließlich zu scharfen Erklärungen führte, mit der Reitpeitsche über den Arm geschlagen, und ich bin willens, um dieser groben Mißhandlung willen die Scheidung einzureichen. Ich habe mich bereits in vorsichtiger Weise über die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen informiert, die durchaus für mich sprechen. — Und nun trage ich Euch die Bitte vor: Ich möchte zu Euch nach Hohen-Wustrau übersiedeln. Otto ist vorgestern nach Hannover gefahren und bleibt dort fünf Wochen (es ist ein Instruktionskursus auf der Reitschule). Er soll bei seiner Rückkehr mich nicht mehr im Hause vorfinden.

Ich sehe Eurer lieben Antwort recht bald entgegen und bin

Eure gehorsame Tochter

Eugenie."

An diesen Brief knüpfte sich eine lange Erörterung zwischen dem alten gräflichen Ehepaar. Mama war zuerst empört über die „Brutalität" des Schwiegersohnes, sah aber bald die Dinge in milderem Lichte, als der Graf seine ruhigen Einwendungen gemacht hatte.

„Zugegeben, Minchen, ein Peitschenhieb ist nicht sehr gentlemanlike. Aber, liebe Frau, ein Mann tut so etwas doch auch nicht, wenn gar nichts vorausgegangen ist. Eugenie hat eine unangenehme Art, spitze Bemerkungen zu machen, und ich erinnere mich, daß Du selbst ihr manchen Denkzettel verabreicht hast, wenn sie einen gar zu losen Mund hatte."

„Ja, das ist allerdings wahr, Theodor — aber —"

„Kein aber, liebe Wilhelmine. Die Sache ist so gewesen, glaube mir: Er hat schon im Dienst Ärger gehabt und mußte, als er nach Hause kam, ihre Malicen hinnehmen. Und da erfahrungsgemäß ihr Frauen in punkto Dialektik jeden Mann schlagt, so hat er sich schließlich hinreißen lassen und sie mit der Peitsche gestreift. Er ist siebenundzwanzig und in dem Alter ist man noch nicht Stoiker. Die Schuld dürfte, wie stets, auf beiden Seiten liegen."

„Wenn sie herkommt, wollen wir die Sache aufklären, lieber Theodor."

„Ja — aber vorläufig kommt sie nicht. Mag sie zuvörderst einmal empfinden, wie es ist, wenn man fünf Wochen vom Gatten nichts hört und sieht. Dieses Kommando Ottos zur Reitschule kommt mir sehr à propos. Gegen Pfingsten werden wir dann weitersehen." — —

Dieses Gespräch hatte Anfang Mai stattgefunden, und nun war der liebe Juni mit seinem Blumenduft und Vogelsang eingekehrt, und das Pfingstfest stand vor der Tür.

An den Blicken seiner Gattin merkte der alte Graf, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, und er brauchte auch gar nicht zu fragen; denn ihm war ebenso zumut: draußen alles in Frühlingswonne und junger Lenzfreude, und im Herzen die Sorge um die jungen Leute, die sich noch immer nicht zurechtfinden konnten und noch keinen Schritt zur Annäherung gemacht hatten.

Drei Tage vor dem Fest ging eine Postkarte von Hohen-Wustrau nach Berlin ab: „Wir werden uns freuen, Dich zu Pfingsten hier sehen."

Eugenie, die immer noch allein war, packte einen Koffer und fuhr mit der Stettiner Bahn hinaus nach dem elterlichen Gut. An der kleinen Bahnstation wartete schon der Jagdwagen des Vaters, und der alte Bleihase, das Faktotum des Hauses seit zwei Generationen, begrüßte sie mit beinahe väterlichem Lächeln

„Guten Tag, Papa Bleihase! Da bin ich wieder einmal."

„Guten Tag, Frau Baronin! Is man gut, daß die gnäd'ge Frau da sind. Nu wird's doch Pfingsten wie sonst."

„Wie sonst!" Das Wort klang der jungen Frau im Herzen, als sie durch die grünen, blühenden Felder die alte Kirschenallee entlang und dem fernen Kirchturm entgegenfuhr. „Wie sonst!" Nein, nicht wie sonst! Er — er war ja nicht da! Hier, diese selbe Straße war er vor zwei Jahren als Bräutigam gekommen, so stattlich und schlank in der Ulanen-Uniform; hier waren sie entlang gefahren, vor einem Jahr, eng aneinander gelehnt und sich in die Augen blickend, als sie die Eltern

Pfingsttanz.

Pfingsten kam, der frohe Tag,
Sonnenschein in Flur und Hag;
Pfingsttanz unterm Lindenbaum
Gibt der Jugendfreude Raum.
Juchhei, Tandarei!

Hörst du, wie die Flöte singt,
Jauchzend die Trompete klingt!
Dreh' das Mädel rund im Schwung —
Einmal ist der Mensch nur jung.
Juchhei, Tandarei!

Aus der Lärm und aus der Tanz,
Welt liegt still im Sternenglanz;
Pfingstesabend brach herein
Und die Menschen geh'n zu zwein.
Juchhei, Tandarei!

Horch, süß schluchzt die Nachtigall —
Traute Minne überall.
Wie doch diese linde Nacht
Sehnsuchtsvoll die Herzen macht.
Juchhei, Tandarei!

Paul Scheyer.

Originalsilhouette von Karl Fröhlich.

zum Pfingstfest begrüßten. Dort drüben, wo das Bächlein sich am Gutspark entlangwindet, hatten sie im Gras gesessen und den Blumen nachgesehen, welche ihre Hand in das Wässerchen hinabwarf. Vorüber — vorbei!

Eugenie biß die Zähne zusammen und hielt den Sonnenschirm vors Gesicht, damit der alte Bleihase auf dem Kutscherbock es nicht merkte, wenn sie schluchzte. Ihr war so weh, so weh wie noch niemals zuvor. Und dann noch die Furcht vor dem strengen Papa und der milden, aber doch oft so ernsthaften Mutter. Sie würden gewiß zürnen. Gewiß der Tochter energisch den Text lesen!

Aber es kam anders als sie erwartet hatte. Die Eltern empfingen ihr Kind mit der alten, herzlichen Liebe und taten so, als ob nicht das mindeste vorgefallen sei. Ja, Papa machte sogar beim Mittagessen einige seiner altbeliebten Scherzchen und kniff seinem Liebling in die Backen: „Brauner Trotzkopf!"

Am Abend dieses Tages — es war der Abend vor dem Fest — nahm der alte Graf Jagdmütze und Stock, um, wie er sagte, in der Wirtschaft nach dem Rechten zu sehen. Er warf aber nur einen flüchtigen Blick in den Kuhstall und hinten auf die Wiesen, wo der erste Heuschnitt aufgesetzt wurde, und schritt nach der Bahnstation, um ein Telegramm aufzugeben. Auf dem Rückwege sprach er dann noch bei seinem alten Freunde Heinemann, dem Pfarrer, vor, mit dem er ein kurzes Zwiegespräch hatte.

Während dieses Ganges saßen Mutter und Tochter auf der Gartenterrasse und sprachen von tausend Dingen, nur nicht von dem Einen, das ihre Seele beschäftigte. Endlich, als die Stunde der Ruhe gekommen war, ließ die Gräfin eine halbe Bemerkung fallen.

„Du bleibst also nun bei uns, so lange Du willst, Kind," sagte sie mit ernstem Gesichtsausdruck. „Soviel ich weiß, hat Papa Schritte getan, um Deinen Wünschen nachzukommen. Ich will Dir aber nicht verhehlen, daß wir sehr traurig über euer Zerwürfnis sind. Und nun gute Nacht, mein Kind! Morgen um 8 ist Frühstück und um 10 Uhr ist Kirche. Schlafe wohl!"

Eugenie küßte der Mutter den grauen Scheitel und ging hinauf in ihre Mansarden-Mädchenstube. Lange lag sie wach, und immer wieder hörte sie die schrecklichen Worte: „Papa hat Schritte getan —" Nun wurde es doch Ernst — und wie lange schon tat ihr der Vorfall leid! Sie war ja auch schuld gewesen! Und eigentlich hatte er sie mit der Peitsche kaum berührt. —

Freundlich begrüßt von den Dorfbewohnern und dem Hausgesinde ging die Familie Wustrau am nächsten Morgen zum Gotteshause. Kantor Schmidtke spielte mit allen Stimmen den ergreifenden Pfingstchoral: O heil'ger Geist, kehr bei uns ein, und dann sprach der greise Heinemann in seiner schlichten, tiefen Weise über die Bedeutung des Tages. Er erinnerte an den historischen Vorgang, wob Frühlingsbetrachtungen hinein und schloß mit der Ermahnung zu eigener sittlicher Erziehung. „Denn das ist die Bedeutung der Ausgießung des heiligen Geistes, daß wir die Liebe des allmächtigen Vaters in unsere Herzen aufnehmen und wirken lassen, also daß wir versöhnlich und freundlich durch dieses Leben gehen, entgegen der großen Pfingstfreude da droben — Amen!"

Sie hatten andächtig gelauscht, und nur der alte Graf hatte einmal den Kopf gewendet, als draußen ein Wagen im scharfen Trab vorbeirasselte.

Die Kirche war aus, die Herrschaften erhoben sich.

„Du gehst wohl voraus, Eugenie," sagte der Graf, „richte immer das Frühstück an. Mama und ich wollen noch mit dem Pfarrer sprechen."

Die junge Frau ging langsam durch das Dorf und dann durch den Park. „Versöhnung" hatte der Pastor gesagt, „Versöhnung" klang es in ihrem Herzen. Und als sie nun um das Fliedergebüsch bog und vor der Gartenterrasse stand, da — da — der blaue Rock mit dem roten Kragen — —

„Otto — — Eugenie — verzeih' — verzeihe mir!"

Sie warf sich in seine Arme und die Vöglein droben in der Linde jubelten ihr fröhliches Pfingstlied. —

Der Klecks.

Skizze von Max Hoffmann.

„Exzellenz wünschen?"

Der kleine, dürre Diätar stand mit gekrümmtem Rücken und gesenktem Kopf vor dem Pult, an dem der Wirkliche Geheime Regierungsrat vor Stößen von übereinandergetürmten Akten saß. Der hohe Beamte schrieb gerade an einem bereits halb gefüllten Bogen, und es ist immer gefährlich, jemanden zu stören, besonders wenn es eine bedeutende Persönlichkeit ist und es sich um die weltbewegenden Staatsgeschäfte handelt. Er schaut also etwas erregt auf und blickte unwirsch auf den, der da an seiner Seite stand.

„Ach so," sagte er dann ruhiger. „Sie sind's, Herr Spieseke. Hm, — was wollte ich doch gleich?" — richtig, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen einen delikaten, aber durchaus ehrenvollen Auftrag zu geben. Sie wissen, daß Seine Durchlaucht demnächst Ihren fünfzigsten Geburtstag feiert, und da soll ihr nun von den Beamten unseres Ressorts eine ganz besonders künstlerisch ausgestattete Adresse überreicht werden. In gewählter kalligraphischer Ausführung. Es muß etwas ganz Apartes werden, ohne daß es in die Auswüchse dieser modernen Schnörkelfritzen verfällt. Sie verstehen mich, nicht wahr?"

Spieseke verneigte sich, so daß er mit der Nasenspitze beinahe das Pult berührte, und lächelte dabei verständnisinnig.

„Sehen Sie, da habe ich nun sofort an Sie gedacht. Sie haben ja eine ausgezeichnete Handschrift, ich möchte fast sagen, die beste unter allen meinen Beamten, und ich wollte nun fragen, ob Sie die Adresse in sechs Wochen herstellen können?"

„Äußerst ehrenvoll, — sehr gütig!" versicherte Spieseke. „Die Zeit ist zwar etwas kurz, ich kann nur in den Abendstunden daran arbeiten; aber ich glaube bestimmt, damit fertig zu werden und Ew. Exzellenz recht zufrieden stellen zu können."

„Schön! Den Text werde ich Ihnen in den nächsten Tagen geben. Übrigens, Sie könnten mir vielleicht gleich hier auf einem Bogen zeigen, wie Sie sich die Ausnützung des Raumes denken. Es sollen ungefähr achtzig Zeilen werden." Er schob dem Diätar einen Bogen feinen Konzept-Papieres hin und reichte ihm eine Feder.

Spiesekes Hand zitterte ein wenig vor Aufregung, als er den Halter ergriff. Warum sollte er auch nicht aufgeregt sein! Einen so hervorragenden und überaus wichtigen Auftrag hatte er noch nie bekommen. Nun aber würde sein Name höchst wahrscheinlich Seiner Durchlaucht bekannt werden, und schon sah er prophetischen Geistes in dem linken oberen Kopfloch seines dürftigen schwarzen Gehrockes ein gewisses Etwas schimmern, das ihm eine gehobene Stellung unter seinen Kollegen sicherte.

„Sehen Sie, Exzellenz", begann er, „ich würde auf die erste Seite nur wenige Zeilen bringen, denn das ist ja doch gewissermaßen die Paradeseite. Also so!"

Er tauchte die Feder ein und wollte eben mit kühnem Schwunge eine Initiale hinwerfen. Aber die Aufregung, vielleicht auch das zu volle Tintenfaß oder die allzu flüssige Tinte spielte ihm einen Streich. Ein großer schwarzer Tropfen löste sich von der Spitze der Feder und flog im Bogen gerade auf das Aktenstück, an dem Seine Exzellenz geschrieben hatte.

„O, Exzellenz, bitte tausendmal um Verzeihung", rief Spieseke erschrocken. „Ich habe da einen Klecks gemacht, — ganz ohne mein Verschulden, — weiß gar nicht, wie —"

„Ja, das ist recht verdrießlich", sagte die Exzellenz in vorwurfsvollem Ton. „Nun muß ich diese halbe Seite noch einmal schreiben. Hätten sich auch ein bißchen mehr vorsehen können."

„Ach, entschuldigen Exzellenz, darf ich vielleicht die Seite —"

„Nein, nein, ich muß die Seite selbst schreiben. Geheim!"

„O, ich bin untröstlich, Exzellenz, daß ich so ungeschickt war."

„Na, es ist nun einmal geschehen, Herr Spieseke. Also beruhigen Sie sich nur! Und was die Adresse anbetrifft, so gebe ich Ihnen in den nächsten Tagen definitiven Bescheid."

Der Wirkliche Geheime Rat wandte sich mißgestimmt von dem Diätar ab und richtete seine kalten grauen Augen zornig auf den unehrerbietigen Klecks. Der Unterbeamte war entlassen.

Mit sehr geteilten Empfindungen begab er sich über den Korridor in seinen Bureauraum und an sein Stehpult zurück. Wenn er an den großartigen Auftrag dachte, so schwellten Mut und Hoffnung seine Brust. Eine Auszeichnung, wohl gar eine Gehaltserhöhung schien ihm zu winken: aber dann erschien der fürchterliche Klecks in seiner finsteren Gestalt, und die soeben noch weit gespannten Flügel seiner Gedanken, die ihn in höhere Regionen getragen hatten, klappten zusammen, und er sank jämmerlich zur Erde.

„Was wollte denn der Alte eigentlich?" fragte endlich einer der Kollegen, die in demselben Zimmer arbeiteten und ihn verstohlen beobachtet hatten.

„Etwas Besonderes!" versicherte Spieseke wichtig. „Aber geheim! Noch ganz geheim!"

Die anderen blickten neugierig zu ihm hinüber. Doch sie wußten, daß es bei seiner Gewissenhaftigkeit vergeblich gewesen wäre, wegen Enthüllung des Geheimnisses in ihn zu dringen, und so beugten sie sich wieder über ihre Arbeit und begannen weiter zu schreiben.

Wenn sie glaubten, daß Spieseke in Wahrheit so heiter war, wie er sich den Anschein gab, so irrten sie sich. Denn das Unglück mit dem Klecks ließ ihm keine Ruhe. Exzellenz war plötzlich so anders gewesen! So kühl! Wie, wenn ihm der Auftrag gar entzogen würde? Das durfte nicht sein! Er mußte den Unwillen Seiner Exzellenz unbedingt verscheuchen. Um zwölf Uhr, das war allgemein bekannt, pflegte sich der hohe Beamte zum Frühstück zu begeben, und der Diätar wußte es so einzurichten, daß er genau zu der Zeit sich auf dem Korridor befand, als der Herr Geheimrat aus seinem Bureau trat.

„Entschuldigen Exzellenz", sagte Spieseke, indem er sich so tief wie möglich verbeugte, „ich bin untröstlich —"

„Was wünschen Sie?"

„O, Exzellenz, der Klecks, — wirklich ganz unbeabsichtigt —"

„Ach so! Na, die Sache ist ja erledigt."

„Exzellenz können versichert sein —" aber die Exzellenz schritt bereits die Treppe hinunter, um sich für das schwere, verantwortungsvolle Amt ein wenig zu stärken, und ließ den Diätar in beklommener Verfassung zurück. War ihm verziehen worden? Es war ungewiß, und der Alpdruck des niederträchtigen Kleckses lastete weiter auf seinem Herzen.

Als er am Nachmittag nach Hause kam, merkte ihm seine Frau sofort an, daß ihm irgend etwas zugestoßen sein mußte, und sie hielt mit ihrer Frage nicht zurück.

„Und Du freust Dich gar nicht über den ehrenvollen Auftrag?" fragte sie verwundert, da er ihr von der Adresse nur stockend erzählt hatte.

„Ja, die Sache hat noch einen Haken, liebe Margarete", und er berichtete von dem Unglück mit dem Klecks.

„Das ist recht unangenehm", bestätigte auch sie. „Aber meinst Du denn, das Dir das schaden kann? Den Auftrag kann man Dir doch nicht entziehen. Wem sollte man ihn denn geben?"

„Es wäre immerhin möglich, daß ihn mir Dräsler wegschnappte. Seine Schrift kann sich allerdings nicht mit der meinigen messen; aber er drängt sich überall vor, und wenn Exzellenz etwas davon verlauten läßt, so nutzt er die Sache sicher zu seinen Gunsten aus. Aber weißt Du was? Gegen Abend macht Exzellenz regelmäßig einen Spaziergang auf der Promenade. Ich werde mich dann auch dort aufhalten und noch einmal um Verzeihung bitten."

„Das wird sehr gut sein, Theodor. Wenn Du es ruhig und bescheiden vorträgst, muß er Dir doch schließlich glauben, daß Du ganz unschuldig bist, und daß Dir die Sache selber sehr zu Herzen geht".

Sie hatte sogar beinahe die Absicht, ihn zu begleiten; aber nach reiflicher Erwägung wurde beschlossen, daß der Mann allein dem Manne gegenübertreten sollte, ohne die bestechende Fürsprache der holden Weiblichkeit . . .

Der Diätar hatte sich bereits sechsmal die Promenade auf- und abbewegt, als er endlich den Herrn Geheimrat am anderen Ende ankommen sah. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging der hohe Herr mit so heit'rer Miene fürbaß, als wenn es niemals auf der Welt einen bösen Klecks, der ein geheimes staatliches Schriftstück verunzieren wollte, gegeben hätte. Spieseke schritt ihm so stramm wie möglich entgegen und zog bescheiden seinen runden Filzdeckel. Exzellenz lüftete ein ganz klein wenig seinen feinen Zylinder.

„Exzellenz," begann Spieseke, „ich hoffe, Sie werden mir verzeihen —"

„Was soll ich Ihnen verzeihen?"

„Daß ich es wage, Ew. Exzellenz hier um Entschuldigung zu bitten —"

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich?"

„Exzellenz können mir glauben, — es war ganz ohne meine Schuld, daß der Klecks —"

„Ach so! Aber ich bitte Sie, davon können wir doch nicht hier auf der Promenade sprechen!" Er wollte weiter gehen, doch Spieseke trat dicht vor ihn hin.

„Exzellenz, ich möchte die Versicherung Ihrer Verzeihung —"

„Die Angelegenheit ist ja erledigt. Legen Sie sie nur ad acta!"

„Exzellenz, der Klecks —"

„Ich bitte, mich nicht zu belästigen!"

Damit schritt der alte Herr an ihm vorbei.

Der Diätar begab sich geknickter als vorher nach Hause, und auch seine Frau war sehr niedergeschlagen bei der Erzählung von seinem Mißerfolg. In der Nacht träumte Spieseke von einem Riesenklecks, der in Gestalt eines gewaltigen Tintenfisches mit hundert Armen nach ihm griff und ihn in seiner Umklammerung zu ersticken drohte. Mit einem Schrei fuhr er empor.

„Ich habe keine Ruhe," erklärte er am andern Morgen seiner Frau. „Ich muß Gewißheit haben. Es ist heut Sonntag, ich treffe Exzellenz sicher zu Hause und werde mich in seiner Wohnung in wohlgesetzten Worten bei ihm entschuldigen."

Die Frau fand diese Idee ausgezeichnet. Sie half ihrem Manne aufs sorgfältigste beim Ankleiden, bürstete den Gehrock, daß auch kein Stäubchen darauf zu finden war, und rief den Gatten, als er schon auf der Treppe war, noch einmal zurück, um zu sehen, ob seine Krawatte auch gerade sitze.

Die Villa des Wirklichen Geheimrats lag im Westen der Stadt, und eine friedliche Sonntagsstille umgab Spieseke, als er die Steinstufen hinaufstieg. Auf sein vorsichtiges Läuten erschien ein Dienstmädchen, dem er seinen Namen und die Bitte, Seine Exzellenz sprechen zu wollen, mitteilte.

„Seine Exzellenz ist gerade beim Frühstück," sagte sie bedenklich.

„Die Sache ist äußerst wichtig", versetzte er ernst.

Diese kühne Behauptung verfehlte ihre Wirkung nicht, und nach wenigen Minuten befand er sich in einem Vorzimmer. Seine Exzellenz kam mit einer kräftig duftenden Zigarre in der Hand aus dem Nebenraum. Mit dem angenehm geröteten Antlitz und im bequemen Hausjackett sah der Herr viel vertrauenerweckender und freundlicher aus als dort im Bureau, wo man ihn nur mit strenger Amtsmiene kannte. Aber sein Gesicht legte sich sofort in ernste Falten, wie sie einem hohen Beamten geziemen, wenn er einen Untergebenen vor sich hat, und er hörte verdutzt zu, als Spieseke begann:

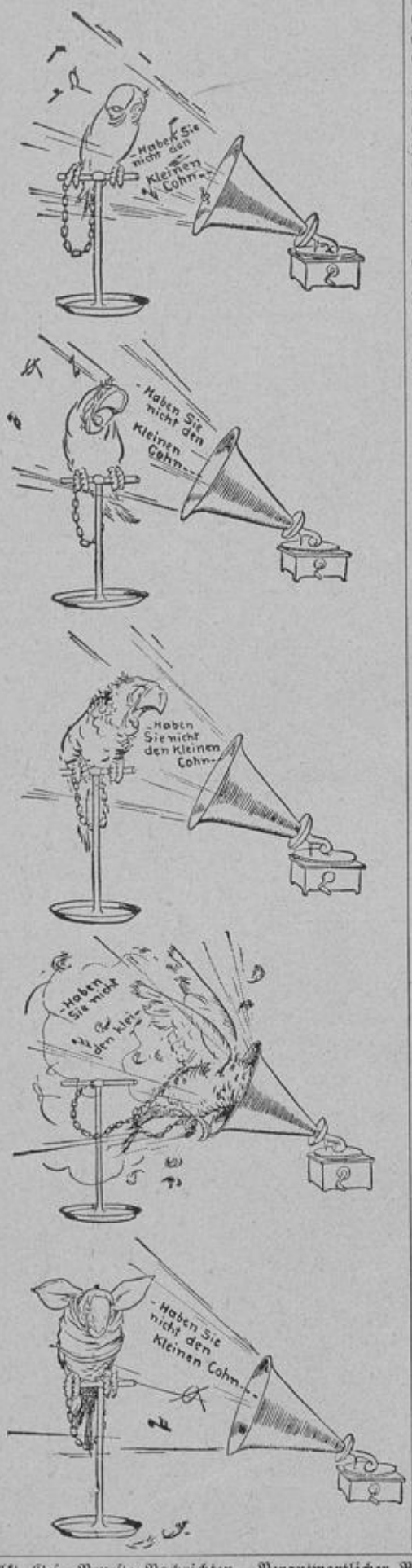
„Exzellenz werden entschuldigen, ich hatte gestern das Unglück, — ich schwöre, daß es mir unendlich unangenehm ist, — aber der Klecks —"

Der Geheimrat sah ihn wütend an. „Was? Schon wieder kommen Sie mit Ihrer dummen Geschichte? Und sogar hier nach meiner Wohnung? Herr, was fällt Ihnen denn eigentlich ein, mich hier in meiner Ruhe zu stören? Wie kommen Sie dazu? Glauben Sie, ich bedarf keiner Erholung von meiner schweren Arbeit? Zum Donnerwetter, scheren Sie sich doch zum Teufel mit Ihrem verdammten Klecks. Guten Morgen!"

Spieseke meinte, er müsse in den Erdboden versinken, aber es geschah nicht, und er wankte nach Hause.

Am anderen Vormittag teilte Dräsler allen seinen Kollegen triumphierend mit, daß ihn Seine Exzellenz mit der Ausführung einer künstlerischen Adresse für Seine Durchlaucht beauftragt habe.

Der ästhetische Papagei.



Unsere Bilder.

Unser Bild „Der Namenstag" von A. Ricci führt den Beschauer in das Innere eines italienischen Bauernhäuschens. Nach dem Motto: „Alte Liebe rostet nicht" sind sich die Leutchen noch eben so gut wie vor vierzig Jahren, als der alte Giuseppe noch ein schwarzlockiger Bursche war und seiner Angebeteten abendliche Serenaden darbrachte. Treu haben sie lange Jahre hindurch Freud und Leid miteinander getragen und noch jetzt kennt das Pärchen keine größere Freude, als wenn es sich gegenseitig Liebes erweisen kann, wie es heute an ihrem Namenstage der Giuseppe mit seiner Mariette tut.

Allerlei.

[Nachhilfe.] Prinzipal: Ich wollte Sie etwas fragen, Herr Lehmann, kann mich aber absolut nicht besinnen . . . — Kommis: Sie wollten mich vielleicht fragen, ob mir mit einer Zulage gedient wäre?

[Sektprotz.] Herr (im Laden): Wünsche Sektgläser. — Verkäufer: Es kann doch etwas Besseres sein, mein Herr? — Herr: Nein — ist nur für'n täglichen Gebrauch!

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.